

dtv

Lustlos quetscht Moische Bernstein im kleinen Jeans-Shop seiner Eltern die Hinterteile der Kunden in enge Jeans. Durch einen Zeitungsartikel wird er fast über Nacht zum Starkolumnisten. Seinen ersten großen Coup landet er, als er unsere Ära als »Hitlers Jahrhundert« entlarvt. Das öffentliche Echo ist gewaltig, die Auflagen steigen, seine Karriere ist nicht mehr zu bremsen. Bald Chefredakteur eines großen Boulevardblattes in Berlin geriert er sich als Anwalt der Leser, dem als Jude – im Gegensatz zu den deutschen Kolumnisten – jeder Tabubruch nachgesehen werden muß und wird zum Volkshelden.

»In ihrer Mischung aus Realismus und Phantastik bietet Seligmanns Märchenposse (...) das Vergnügen, das wir aus der kindlichen Lektüre solcher Success-Stories kennen; die Lust angesichts der Erfolgsskala des Helden wird nur übertroffen durch die Befriedigung über seinen Sturz. Zugleich ist ›der Musterjude‹ ein Medienkrimi.« (*Süddeutsche Zeitung*)

Rafael Seligmann wurde 1947 geboren, seit 1957 lebt er in Deutschland. Der promovierte Politologe und Publizist schrieb die ersten deutsch-jüdischen Gegenwartsromane. Alle beleuchten witzig-ironisch das problematische deutsch-jüdische Verhältnis in der Folge von Auschwitz.

Rafael Seligmann

Der Musterjude

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rafael Seligmann
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die jiddische Mamme (12172)
Der Milchmann (13022)

Neuausgabe Juni 2008
Veröffentlicht im Juli 1999 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1997 Claassen Verlag, Hildesheim
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›30/03/93‹ (1993) von P. J. Crook
(Bridgeman Giraudon)
Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13668-6

Inhalt

1. Jubiläum	7
2. Freundschaft	14
3. Dankbarkeit	24
4. Liebe	30
5. Redaktionskonferenz	51
6. Brüderlichkeit	63
7. Geborgenheit	101
8. Hitlers Jahrhundert	117
9. Fristlose Kündigung	147
10. Berlin	180
11. Kolumnist	215
12. New York, New York	251
13. Chefredakteur	273
14. Hybris	318
15. Euer Jude	386
Glossar	391

Für Elisabeth

I

Jubiläum

»Freust du dich auch schon so auf heute abend, Mannilein?«

Moische Bernstein freute sich nicht: »Ja, ... sicher. Also bis später.«

»Ciao, Mannilein.«

Er ließ den Hörer auf den Apparat plumpsen.

Konnte die Schickse* nicht begreifen, daß ihm vor seinem Geburtstag graute – schon seit Wochen?

Objektiv gesehen konnte er sich nicht beklagen. Aber was heißt schon »objektiv«, wenn man vierzig wird? Moische war, dem Herrn sei's gedankt, gesund. Von gelegentlichem Magengrimmen abgesehen. Was er freilich nicht auf die leichte Schulter nehmen durfte, denn sein Onkel Jakob war an Magenkrebs gestorben. In letzter Zeit hatte sich auch Moisches Magen wieder schmerzhaft gemeldet. Er mußte sich einen Termin bei Dr. Waxmann besorgen.

Viel versprach er sich nicht davon. Denn statt ihn eingehend zu untersuchen – Blutsenkung, Magenspiegelung, Ultraschall und so –, klopfte dieser Kurpfuscher ihm jedesmal jovial auf die Schulter und trompetete, kaum daß Moische seine Symptome geschildert hatte: »Ja, ja, gewiß. Ein Jid ohne Krankheit ist wie ein Bayer ohne Bier – todunglücklich.«

Waxmanns Leichtfertigkeit ging Moische zunehmend

* Alle jiddisch-hebräischen Ausdrücke werden im Glossar ab Seite 391 erklärt.

auf die Nerven. Den gleichen Tinnel hatte der Arzt seinem Vater gegenüber verzapft. Nicht lange danach war der gestorben. Moische mußte schleunigst den Doktor wechseln, sonst würde ihn Waxmann bald ins Grab bringen, wie seinen Vater und seinen Onkel.

Kopfzerbrechen machte Moische auch das Geschäft. In letzter Zeit breiteten sich die Jeans-Shops rund um die Uni aus wie Metastasen. Schamlos brachen Deutsche und Türken in diese urjüdische Domäne ein. Levi Strauss war doch kein Goj gewesen! Auf die paar Kröten, die Moische bei dem mörderischen Konkurrenzkampf übrigblieben, stürzte sich das Finanzamt wie eine Kreuzritterhorde. Da sage noch einer, Chuzpe sei eine jüdische Erfindung. Moische kam sich vor wie die jüdischen »Luftmenschen« von ehemals. Die versuchten, sich durch die Summe ihrer Verlustgeschäfte über Wasser zu halten.

Auch Hanna war mit Moische unzufrieden. Was blieb ihr übrig? Eine jiddische Mamme, die sich mit den Erfolgen ihres Sohnes zufriedengibt, ist keine! Moische war überzeugt, daß die Juden so dumm geblieben wären wie die Gojim, wenn ihre Mammes sie nicht seit ewigen Zeiten in den Toches getreten hätten. Genau das war sein wunder Punkt: Er war scheinbar so dumm geblieben wie die Gojim – trotz des permanenten Leistungsdrucks, der von seiner Mamme ausging. Oder gerade deswegen?

Dennoch glaubte Moische aber fest an seine außergewöhnliche Begabung. Er war ein Künstler, ein genialer Schreiber. Doch seine Größe wurde verkannt! Warum? Woran lag es, daß sich seine Talente nicht entfalten konnten?

Moische zündete sich eine Zigarette an, während er in die rückwärtigen Geschäftsräume schlenderte.

In roh gezimmerten Holzregalen türmten sich Jeans, Flanellhemden, Sweat- und T-Shirts, Jeans-Jacken und -Westen bis dicht unter die Decke. Neue Ware, die er noch

nicht eingeordnet hatte, lag aufgeschichtet vor der Umkleidekabine auf dem abgenutzten roten Teppichboden, davor reihten sich einige Dutzend braune und schwarze Cowboystiefel.

Nur in diesem Teil seines Ladens fühlte sich Moische halbwegs wohl. Er sog das süßliche Aroma des frischgewachsenen Schuhleders ein, ließ seine Fingerkuppen über die gestärkten Hosenstoffe gleiten. Am Haxenverlängerungsspiegel vorbei ging Moische zur Umkleidekabine. Er riß den verwaschenen beigeen Vorhang beiseite und ließ sich auf den Hocker in der Kabine fallen.

Warum war gerade ihm der Erfolg versagt geblieben?

An seinem Äußeren konnte es nicht liegen. Oder? Moische war schlank, normal gewachsen, Größe 50. Sein Gesicht war, wie einige Frauen ihm versichert hatten, »fein geschnitten«. Er hatte eine hohe, gewölbte Stirn, einen ausdrucksvollen Mund, einen leicht geschwungenen Nasenrücken. War seine Judennase der Grund, daß er im Mittelmaß versackte? Unsinn! Viele Deutsche hatten schärfer gekrümmte Nasen als er. Moisches hellgrüne Augen, um die sich schon in seiner Kindheit Lachfältchengespinnste gebildet hatten, stempelten ihn jedenfalls nicht zum Hebräer – eher zum »Witzbold«. So hatten ihn seine Mitschüler genannt. Die Lehrer dagegen hatten ihn »Hanswurst« oder, noch schlimmer, »Quatschkopf« geschimpft. Sein Name allein ließ ihn jedenfalls nicht als Israeliten identifizieren. Um ihrem Kind unnötigen Ärger zu ersparen, hatten Moisches Eltern ihn in den amtlichen Papieren zu Manfred verdeutscht. Als er das Bekleidungsgeschäft des Vaters zu einem Jeans-Laden umfummelte, nutzte Moische die Gelegenheit, seinen Namen weiter zu entlasten. Aus *Bernsteins Textilien* wurde *Bernis Jeans-Shop*. Fortan nannte er sich Manfred Bern.

Moische sog den Rauch tief in seine Lungen. Er schnipp-

te die Zigarettenasche in die Luft und verteilte sie mit seiner Stiefelspitze auf dem Boden. Unwillkürlich mußte er lachen. Jetzt sollte Hanna mich sehen! Sofort würde sie losschimpfen: Hier stinkt es wie in einem Aschenbecher! So vertreibst du auch noch den letzten Kunden.

Auch Raucher tragen Jeans. Denk an den Marlboro-Mann, würde er antworten.

Denk lieber du daran! Der Dummkopf ist längst an Lungenkrebs gestorben. Genauso wird es dir auch gehen, wenn du nicht augenblicklich mit deinem Gepaffe aufhörst! Außerdem wirst du eines Tages den ganzen Laden in Brand stecken. Dann sind wir endgültig ruiniert.

Moische kannte den Sermon seiner Mamme und seine eigenen Antworten auswendig. Wenn es ihr nicht paßt, soll sie sich doch jeden Tag in den Schuppen stellen!

Wütend drückte er den Zigarettenstummel am Kabinenspiegel aus. Dabei sah er seine Mutter auf sich zukommen.

Hanna hatte ihr wasserstoffblond gefärbtes Haar frisch ondulieren lassen. Die stämmige Figur war in ein neues lindgrünes Seidenkostüm gezwängt. Ihre Golda-Meir-Elefantenbeine steckten in Lackschuhen. Für diese Schmattes darf ich mich hier halbtot rackern, zürnte er insgeheim.

Hanna sah ihren Sohn aus klaren, blauen Augen an. »Benutz bitte den Aschenbecher, Moischale.« Sie setzte ihr Lächeln wieder auf. »Aber ich will mit meinem Jingle heute nicht schimpfen, an seinem Geburtstag ...«

Moische winkte unwirsch ab.

»Nun sag bloß, du hast deinen eigenen Geburtstag vergessen ...?«

Er schüttelte den Kopf.

»Du solltest diesen Tag zum Anlaß nehmen, endlich ein erwachsener Mensch zu werden ...«

»Laß mich wenigstens heute in Frieden«, flehte Moische.

Hanna stampfte mit ihrem rechten Bein so kraftvoll auf, daß ihr Rock zu reißen drohte. »Hör endlich auf, dich wie ein Kleinkind zu benehmen! Wir müssen das Geschäft schleunigst wieder in Ordnung bringen. Dein Kabuff hier«, sie sah sich mißbilligend im Hinterraum um, »muß verschwinden! Wir lassen die Rückwand durchbrechen. Da gehört ein großes Fenster rein, durch das viel Licht fällt. An die Decke müssen diese kleinen, modernen Glühlämpchen und Lautsprecher für Musik. Die Gojim lieben diesen meschuggenen Krach. Und der Boden muß gefliest werden. Wir machen einen Ausverkauf und schmeißen dabei deinen ganzen Jeans-Tinnef raus. Im neuen Laden führen wir nur noch Markenware, piekfein, in Chromregalen. Wie es sich für eine richtige Boutique gehört.«

Hanna Bernstein musterte ihren Sohn skeptisch. Ihr Zeigefinger schnellte in Moisches Richtung: »Und dann mußt du dich endlich anständig anziehen!«

»Du kannst mich mal! Ich bin nicht dein Hampelmann.«

»Nein, du bist ein ungezogener Junge. Aber an deinem Geburtstag werde ich mich nicht mit dir streiten.« Sie griff nach Moisches Hand, doch er entzog sie ihr sogleich.

»Heute abend werde ich dich mit einem Essen verwöhnen, das nur deine Mamme so kochen kann. Gehackte Leber, Hühnerbrühe, Tscholent ...« Sie schnalzte mit der Zunge.

»Tut mir leid, Mamme. Ich bin heute abend schon eingeladen ...«

»Die Schickse!« schrie Hanna auf. »Dieses Frauenzimmer wird dich noch vollständig zugrunde richten!«

»Weil sie mich zu Spaghetti einlädt, statt zum Tscholent?« Moisches herausforderndes Grinsen ließ Hanna

ihren Vorsatz vergessen, ihm heute die Wahrheit zu ersparen.

»Nein! Weil dich diese deutsche Pute mit ihrer Dummheit angesteckt hat wie mit einer Tuberkulose. Sie hat dich zum Nichtsnutz gemacht. Juden und Gojim lachen über dich.«

Moische fühlte sich leer und kraftlos.

»All deine Freunde haben jüdische Frauen geheiratet, aus allen ist etwas geworden.« Hanna wurde lauter. »Aus allen!«

»Saul Feiereisen hat eine Schickse geheiratet ...«, warf Moische ein.

»Kunststück! Ihr Vater ist Mehrheitsaktionär der *Bavaria*-Brauerei. Er hat ihn gleich in die Firmenleitung gesteckt ...«

»Ich stecke auch in der Geschäftsleitung ...«

»Nein, du steckst im Dreck.« Sie fuhr mit ihrem Zeigefinger über ihr Kinn. »Bis hierher! Und dazu noch diese dumme ...«

»Brigitte ist nicht dumm.«

Hanna marschierte auf und ab. Sie genoß seine Aufregung. Endlich blieb sie vor Moische stehen und sah ihm direkt in die Augen. Vergeblich versuchte er, dem Blick seiner Mutter standzuhalten.

»Wahrscheinlich hast du sogar recht.« Hanna sprach ungewohnt leise, aber Moische spürte die Spannung hinter ihren Worten.

»Die Schickse macht das Beste aus ihrem Spatzenhirn. Sie ist bloß Krankengymnastin. Jetzt versucht sie natürlich, sich einen jüdischen Mann zu angeln. Dieser Trottel bist du!« schrie sie unvermittelt. »Wirft sich an die nächstbeste Schickse ohne Geld und Verstand.«

Hanna trat an das Jeans-Regal. Mit den Fingern ihrer rechten Hand fuhr sie über die Staubschicht. »Schweinstall!« raunzte sie. »Vater und ich haben das Geschäft

mühsam aufgebaut, und du richtest es zugrunde. Du bist ein noch größerer Idiot als deine Schickse!«

Moisches Energie glühte auf und drohte jeden Moment an seiner Mutter zu explodieren. Wütend trat er gegen einen Haufen Sweatshirts, die in alle Richtungen auseinanderstoben. Auch einige Cowboystiefel wurden mitgerissen.

»Meschuggener«, kommentierte Hanna. Ihre unerschütterliche Festigkeit steigerte Moisches Zorn. Er packte den nächstbesten Stiefel und schwang ihn gegen seine Mutter. Endlich wich sie zurück. Das brachte Moische noch mehr in Harnisch. Er schleuderte den Stiefel gegen den Spiegel hinter Hanna. Das Bersten des Glases brachte ihn zur Besinnung. Er sah sich erschrocken um.

»Vandale!« zeterte seine Mamma.

Moische stürmte nach vorne.

»Vor allem rennst du davon. Nur vor dir selbst kannst du nicht davonlaufen, du Versager!«

Freundschaft

»Le Chaim, Manni. Auf deine Zukunft.«

»Prost, Heini.«

Die Freunde stießen an. Heiner Keller trank langsam, voller Genuß. Er gab sich als Weinkenner. Unter allen israelischen Weinen schätzte er den fruchtigen weißen Golan am meisten. Das kühle Getränk verbreitete in seinem Magen eine angenehme Wärme. Er lehnte sich zurück und beobachtete seinen Freund.

Manni las konzentriert das *logo!*-Magazin der kommenden Woche. Seine Augen eilten von Zeile zu Zeile. Rasch blätterte er die Seiten um, dann fraß sich sein Blick wieder an einem der Texte fest. Schmale Falten zogen sich von Manfreds Nasenwurzel in die Stirn. Seine Lippen waren aufeinandergepreßt. Ab und zu tastete er nach dem Weinglas, aus dem er rasch trank. Für seine Umgebung hatte er keinen Blick.

Heiner sah sich um. Die breiten Fronten des Glaspa-villions gaben den Blick frei in zwei langweilige Hinterhöfe vor und hinter dem *Maon*, dem einzigen jüdischen Club und Restaurant der Stadt. Eine breite Flügeltür an der Stirnseite des Lokals führte zur Küche. Davor war eine schmale Holztheke, auf der eine alte chromglänzende Espressomaschine stand. Seitlich des Tresens befand sich der Eingang zum Clubraum. Hier schlugen sich die Kartenspieler die Nächte um die Ohren.

Heiner liebte die unvergleichliche Atmosphäre des *Maon*. Er konnte sich nicht satt sehen an den Gästen des Lokals. Die meisten waren ältere Juden aus Osteuropa,

die nach Kriegsende in Deutschland hängengeblieben waren. In wenigen Jahren würden diese Menschen tot sein. Mit ihnen würde die lebendige Erinnerung an das osteuropäische Judentum unwiederbringlich verloren sein.

Heiner beobachtete sie diskret und versuchte, die Folie des Alters und des Leids von ihren Gesichtern zu lösen. Ehe die Nazisoldaten ihre Existenz zerstört hatten, waren diese Leute jung und voller Lebensfreude gewesen. Neugierig auf das, was außerhalb ihrer Shtetl geschah. Zu gern hätte Heiner ihre damalige Welt kennengelernt. Als er Manni seinen Wunsch eingestand, hatte der Jude das als »sentimentalen Quatsch« verlacht: »Typische Philosemiten-Romantik. Die Juden im Shtetl waren bettelarm. Ihr Leben bestand aus Dreck, Angst und Hunger. Deswegen ist jeder, der konnte, nach Amerika abgehauen.«

Heiner ließ sich durch Manfreds Zynismus nicht beirren. Immer wieder zog es ihn in das *Maon*, besonders am Freitagabend. Beim Anbruch des Sabbath füllte sich das Lokal mit den älteren Juden.

Auch für Heiner ging die Arbeitswoche am Freitagabend zu Ende. Zu dieser Stunde fühlte er sich fast wie ein Jude. Um die Stimmung auszukosten, nahm er sogar die gefüllte Fisch in Kauf.

Am heutigen Freitag hatte Heiner jedoch nicht ins *Maon* gehen wollen. In der Nacht davor hatte er bis zwei Uhr früh die Texte seiner Autoren und Redaktionskollegen überarbeiten müssen. Die meisten Kulturschreiber hatten wenig Ahnung von Orthographie, von Zeichensetzung ganz zu schweigen. Beim Redigieren schien es Heiner zuweilen, als schütteten die Autoren mit einer Streusandbüchse Kommata und Punkte über ihre Texte.

Um halb acht hatte Heiner schon wieder in der Redaktion gesessen. Bis zehn Uhr mußten die Feuilletonseiten

umbrochen sein. Danach folgten hektische Nachkorrekturen.

Ab Mittag berief Knut Reydt eine Ressortleiterbesprechung nach der anderen ein. Mit wildem Gebrüll versuchte der Chefredakteur die stetig sinkende Auflage und seine schwindende Autorität zu überschreien.

Gegen achtzehn Uhr hatte sich Heiner kurzentschlossen ein druckfrisches *logo!*-Magazin geschnappt und auf den Weg nach Hause gemacht. Er wollte endlich schlafen.

Kaum hatte er das Redaktionsgebäude Richtung Leopoldstraße verlassen, lief ihm Manfred über den Weg. Heiner hatte seinen Schulfreund noch nie so verstört erlebt. Mannis Gesicht war kalkweiß, sein Blick wirr, die Frisur zerzaust, das Hemd hing ihm aus der Hose. Er jammerte über seine Mutter und erging sich in wüsten Selbstbeschimpfungen. Schließlich erwähnte er, daß heute sein vierzigster Geburtstag sei.

Heiner verstand sofort. Ihm selbst stand dieser Schreckenstag in wenigen Monaten bevor. Spontan lud er Manfred ins *Maon* ein. Der sträubte sich gegen das »Jüdische Altersheim«. Statt dessen wollte er mit Heiner in ein türkisches Bauchtanzlokal. Doch Heiner bestand auf dem *Maon*. Manfred mußte nachgeben.

Manfred schlug das Magazin zu und legte es beiseite. »Euer Blatt ist der Beweis, daß die Lateiner dumme Sprüche geklopft haben. Nomen est omen – von wegen!« Manfred grinste. »Man kann eurem *logo!* alles mögliche vorwerfen, nur nicht, daß es logo ist.«

Heiner mußte sich schnell etwas einfallen lassen, wenn er den Abend retten wollte. »Willst du heute nicht mit Brigitte feiern?«

Manfred schüttelte heftig den Kopf.

»Oder sie wenigstens anrufen?«

»Nein!« Er packte Heiners Hand und hielt sie mit ver-

zweifelter Kraft fest. »Dich hat der Himmel geschickt, Henry! Wärdst du mir nicht in die Arme gelaufen, wäre ich in meiner Verzweiflung glatt zu Brigitte gelaufen. Ich war schon auf dem Weg zu ihr.«

Warum mußte ich Trottel ausgerechnet heute die Heftkritik-Konferenz schwänzen, bereute Heiner.

»Begreifst du nicht?« Moische konnte nicht glauben, daß der Goj überhaupt kein Gespür für seine geprügelte jüdische Seele hatte. »Eine zweite Vernichtung wie die von meiner Mamme vorhin halte ich nicht aus.« Moische schenkte sich sein Glas wieder voll.

»Aber Brigitte liebt dich doch!«

»Meine Mamme auch! Sie liebt mich mehr als jeder andere Mensch auf der Welt.« Er trank einen Schluck.

»Aber Brigitte würde dich doch nie im Leben beschimpfen.«

»Das ist ja das Furchtbare!« Der Bursche verstand von der weiblichen Psyche so wenig wie ein Rabbi von Schweinswürsteln. »Bei meiner Mamme kann ich mich wenigstens wehren – brüllen, Zeug zerdeppern, sogar flennen. Bei Brigitte hingegen habe ich keine Chance. Ihre verständnisvolle Güte erstickt mich.«

»Deine Mutter ist dir zu streng, Brigitte ist dir zu gut ...«

»Gütig!«

»... kann dir's denn niemand recht machen?«

»Nein!« Manfred leerte sein Glas mit einem Zug. »Ich bin eben ein Versager.«

»Hör auf mit dem Krampf! Du bist besoffen, das ist alles.«

So was mußte er sich von einem Goj sagen lassen!

»Hanna hat recht. Als Kaufmann bin ich eine Niete.«

»Aber dein Laden läuft doch prima.«

Manfred schwenkte heftig seinen Zeigefinger. »Du hast keinen blassen Schimmer von Geschäften.« Er lachte

auf. »Ich übrigens auch nicht!« Wieder füllte er sein Glas. »Das ist ja der Mist! Ich versteh' von Geschäften soviel wie ein Nazi von den Zehn Geboten.«

Moische merkte, daß er von den Gästen am Nebentisch beobachtet wurde. »Ich bin kein Koofmich!« brüllte er. »Ihr habt richtig gehört. Ich bin kein Ssoicher ...«

Manfreds Gezeter war Heiner unangenehm. Es wurde noch peinlicher, als die Bedienung mit seinem Essen an den Tisch trat.

»Ich hoffe, der gefüllte Fisch schmeckt Ihnen heute so gut wie sonst auch, Herr Keller«, gurrte Dina Lewi. Dann wandte sie sich an seinen Freund. »Willst du vielleicht auch eine Portion, Moische? Er ist heute ganz frisch.«

»Nein! Mir ist schon schlecht. Ich brauch' dazu nicht euren Fisch ...«

»Halt dein Maul!« herrschte ihn Heiner unvermittelt an.

Moische und Dina erstarrten. Moische fixierte Heiner.

»Wie in guten alten Zeiten! Der Ton steckt euch im Blut, Heinrich!«

Heiner unterdrückte seinen Ärger. Konnte man es diesen Hebräern nie recht machen? Erst peinigten sie einen bis aufs Blut, und wenn man darüber die Geduld verlor, war man für sie gleich ein Nazi. Aber er hatte keine Lust auf diese endlose deutsch-jüdische Debatte, bei der er als Deutscher von vornherein auf verlorenem Posten stand – zumal in diesem Judenlokal.

»Sorry. Es hat mich geärgert, wie du mit Dina umgesprungen bist. Du hättest sie nicht beleidigen dürfen!« Jetzt befand sich der Hebräer wieder in der Defensive. Fast tat ihm Moische leid.

Heiner hob sein Glas. Moische mußte es ihm gleichtun.

»Le Chaim«, hauchte Heiner.

»Prost!« erwiderte Moische, sie tranken.

»Und wie geht's jetzt mit dir weiter, Manfred?«

»Ich bin Journalist, mit Leib und Seele. Aber man hat mich nie gelassen«, lamentierte der Jeansverkäufer.

Moische begann, Heiner seine Lebenslitanei vorzujammern.

»Meine Eltern, der Rabbiner, sämtliche Freunde und Bekannte. Alle wollten einen zionistischen Pionier aus mir machen.« Moische zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und blies den Rauch in Richtung Nebentisch.

»Sie haben mich Tag und Nacht beschwätzt. Also gab ich Israel eine Chance.« Moische starrte ins Leere. »Die Alten hatten gut reden. Schickten ihre Kids in ihre Luxuswohnungen oder ließen sie in schicken Hotels in Tel Aviv oder Jerusalem logieren. Die Youngsters taten, als studierten sie und brachten die Kohle ihrer Mischpoche unter die Leute.« Er zog an seiner Zigarette. »Meine Eltern hatten keine Bleibe in Israel. Sie schickten mir monatlich auch keinen dicken Scheck rüber. Ich mußte in den Kibbuz.«

Heiner stocherte lustlos in seinem Fisch herum. Das Selbstmitleid des Juden bekam ihm noch schlechter als der fette, verzuckerte Karpfen. Er erschrak über seine Empfindungen: Hatte dieser Trivialpolitologe Daniel Goldhagen recht, den Deutschen vorzuwerfen, alle Antisemiten zu sein? Bin auch ich ein Judenhasser? Nein! Ich hasse nicht mal diesen Moische. »Aber so ein Kibbuz ist doch was Dolles.« Heiner war bemüht, die Stimmung aufzulockern.

»Im deutschen Fernsehen schon. Aber in Israel hausen in diesen Käffern nur noch Bekloppte.«

Moische zog an seiner Zigarette. »Es gibt auch schlechte Juden. Die Kerle im Kibbuz beispielsweise. Das war Fronarbeit wie im KZ.«

»Niemand hat dich gezwungen, im Kibbuz zu arbeiten. Du hättest ja aufhören können. Außerdem bist du nicht umgebracht worden!«

Manfred genoß Heiners politisch korrekte Empörung.
»Zum Umbringen haben sie doch die Araber.«

»Wenn ich die Juden ... pardon, die Israelis mit Nazis vergleiche, regst du dich auf ...«

»Zu Recht!«

»Aber du darfst es? Du selbst beschimpfst die Israelis als Araberkiller.«

»Nicht jeder Killer ist ein Nazi – auch wenn ihr Deutschen es gerne so hättet.«

Dieser Jude war wie ein Aal. Moisches süffisantes Grinsen brachte Heiner in Rage.

Der Jeansverkäufer genoß eine Weile die erregte Hilflosigkeit seines Gegenübers. Dann hatte er ein Einsehen und lenkte das Gespräch wieder auf unverfänglichere Geleise. »Nicht einmal die furchtbare Wirklichkeit des Kibbuz hat damals meinen zionistischen Aberglauben erschüttern können. Also habe ich nach meiner Flucht aus dem Lager ...« Moische beobachtete zufrieden, wie Heiner bei diesem Wort wieder zusammenzuckte. »... ich meine, aus dem Kibbuz, sofort einen hebräischen Sprachkurs belegt.«

»Könnt ihr nicht alle Hebräisch?«

»Genauso wie ihr Christen alle Altgriechisch und Latein beherrscht.«

»Ich dachte ...«

»Ich auch! Ich habe mir eingebildet, mir als einem Juden würde Hebräisch zufliegen. Das ist genauso absurd wie die Meinung, daß jeder Schwarze gut tanzen und jeder Deutsche gut killen kann ...« Moische amüsierte sich über Heiners Wut. »In unserem Kurs waren deutsche und amerikanische Mädchen, die hatten Hebräisch in Null Komma nix intus. Aber ich, der Jude, habe einfach keine Ader für diese komische Sprache. Immerhin hatte ich eines bald kapiert: daß ich nicht nach Zion gehörte.«